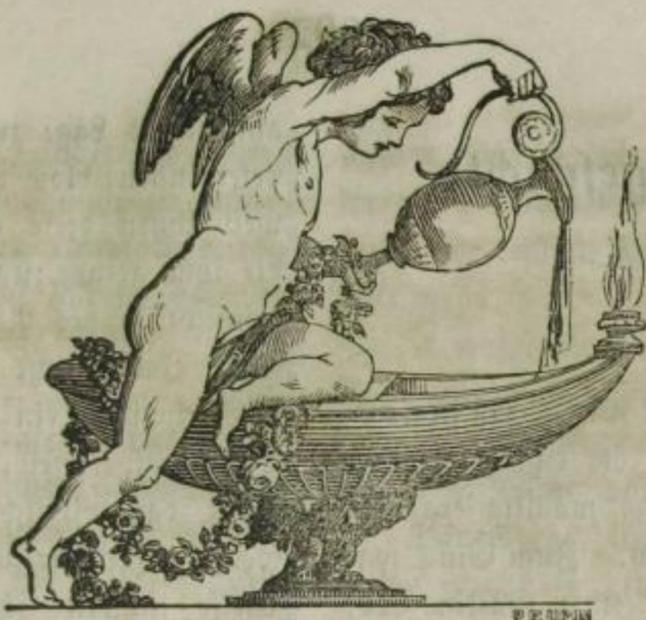


Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

136.

Dienstag, am 12. November 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Hochländische Treue.

Was steigt dort in langen, in wallenden Reihn
Von den Grampianbergen hernieder?
Es flattern die Banner in goldigem Schein,
Und fröhlich erklingen die Lieder.
Das Muschelhorn braust und die Pfeife schrillt,
Wer sind die Männer in Tartan und Kilt?
Die Brüder vom Glane Athol.

Da stehen sie harrend am Schlosse von Blair
Gerüstet zum Leben, zum Sterben,
Mit Tartschen und Schwertern, mit Axten und Speer
Um Ehre und Beute zu werben.
Für den König da drüben zum Kampfe zu ziehn,
Gern folgen dem Marquis von Tullibardine
Die Brüder vom Glane Athol.

Doch als vom oranischen Wilhelm er spricht,
Und daß Jakob zurück nie kehre,
Die Treue dem Hause der Stuarts bricht,
Da erwacht die schottische Ehre.

„Ein Schurke, wer Jakob im Unglück verräth!“
So werfen zu Boden den farbigen Plaid
Die Brüder vom Glane Athol.

Und füllen im Banov, im rauschenden Fluß,
Die Rügen mit silbernen Wellen,
Und bringen für Jakob den jauchzendsten Gruß,
Daß die Herzen, die tapferen, schwellen.
„Du Laird von Ballechen, Du führe uns an,
Doch führe getreulich auf ehrlicher Bahn
Uns Brüder vom Glane Athol!“

Ja, führ' uns zu Dundee, dem tapferen Lord,
Laß alle Pfeifer sich rühren!
Gott segne Fürst Jakob! ist unser Wort,
Treu bleiben wir unseren Schwüren.
Fahr' wohl denn, Du falscher Lord Tullibardine,
Wir leben für Jakob und sterben für ihn,
Wir Brüder vom Glane Athol!“ —

Ludwig Wittig.

Eine Heirathsgeschichte.

Von Luise Marezoll.

Das Zeitungsblatt in der Hand, saß in nachdenklicher Stellung Caroline, die einzige Tochter des Landraths P., anscheinend mächtig ergriffen von dem Inhalt des Gelesenen. Zum Glück waren ihr Vater und die seit seiner Gattin Tode im Hause schaltende und waltende Schwester desselben nicht minder vertieft in ihre Lecture, indem Ersterer die neuesten politischen Ereignisse mit dem größten Interesse verfolgte, und Letztere im Tageblatt die Ankündigungen der verschiedenen Gß- und anderen Waaren gründlich studirte, während Bertha, eine Nichte der verstorbenen Landrathin, emsig an ihrer Straminstickerei arbeitete. So gewahrte denn Niemand den tiefen Eindruck, den eine Aufforderung in der Beilage der Leipziger Zeitung auf die Leserin hervorgebracht, und Caroline konnte die interessante Anzeige ihrem Gedächtniß durch wiederholtes Lesen einprägen. Sie lautete wie folgt:

Heirathsgesuch!

„Ein Mann in seinen besten Jahren, über dreißig, von angenehmem Aeußern und sanftem Charakter, in einer schöngelegenen Stadt des Königreichs Sachsen wohnend und seine Zeit den schönen Künsten und Wissenschaften widmend, wünscht in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Da er jedoch zu unbekannt und schüchtern ist, um den gewöhnlichen Weg, an Hymens Altar zu gelangen, einzuschlagen, so folgt er dem Beispiel mehrerer Heirathscandidaten seiner Bekanntschaft, die durch das öffentliche Ausbieten ihrer Hand ein solides Glück errungen haben, und ersucht eine ehrbare Jungfrau oder kinderlose Wittwe, sich seines einsamen Zustandes zu erbarmen. Wohlhabend genug, um sich und seine Frau anständig ernähren zu können, gehört ein disponibles Vermögen von so und so viel tausend Thalern (gewöhnlich die Hauptsache) nicht zu seinen Bedingungen. Dagegen sieht er sich genöthigt, einige andere Erfordernisse bekannt zu machen, um nicht in die un-

„angenehme Lage zu gerathen, ehrenwerthe Competentinnen bloß deswegen abweisen zu müssen, weil ihnen diese oder jene Eigenschaft abgeht, die ihm gerade zu seinem Glück erforderlich dünkt. Hinsichtlich des Alters bemerkt er, daß das vierzigste Jahr nicht überschritten sein darf. Da die Schönheit ein relativer Begriff, macht er in Bezug auf dieselbe keine Bedingung, fest überzeugt, daß wirklich häßliche Mädchen oder Wittwen viel zu zariführend sind, um sich auf diese Weise in den Ehestand einzuschmuggeln. Er verlangt nur eine tadellose Gestalt, angenehme Gesichtszüge, einen kleinen Mund, feine Nase, blaue Augen, blondes Haar, einen schönen Teint, leichten Gang, und zierliche Hände und Füße. Wer mit diesen äußern Eigenschaften noch ein gefühvolles Herz, einen gebildeten Geist und einige Talente verbindet, kann eines sichern Erfolgs gewiß sein. Schriftliche Offerten führen nicht zum Ziel; man muß sich sehen, und dies läßt sich am Leichtesten und Unbemerktesten am zweiten Messonntag in Leipzig bewerkstelligen, wo ein Jedes zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt ist, um die Schritte des Andern zu belauschen. Vormittags zwischen Elf und Zwölf wird Besagter vor dem Grimmaischen Thore, zwischen den Braunschweiger Pfefferkuchenbuden, lustwandeln, hoffend, daß verwandte Seelen sich ohne besondere Kennzeichen erkennen werden.

S. P. 3.

N. S. „Als guter Patriot beabsichtigt er sich mit einer Landsmännin zu verbinden, und bittet daher Ausländerinnen, nicht auf ihn zu reflectiren.“

Jetzt hatte der Papa seine Zeitung durchgelesen und griff nach der, gewöhnlich nur wenige politische, und desto mehr uninteressante einheimische Artikel enthaltenden Beilage, die er zu seiner großen Verwunderung noch in Carolinens Händen sah.

„Si, mein Töchterchen!“ rief er lachend, „fast scheint es, als ob Du heute die Zeitung, der Du sonst so wenig Aufmerksamkeit zu schenken pflegst, auswendig lernen wolltest! Laß doch sehen, was die Beilage Wichtiges enthält.“

Caroline reichte sie ihm verlegen lächelnd hin,

indem sie versicherte, mit ganz andern Gedanken beschäftigt gewesen zu sein, und nicht zu wissen, was das Blatt enthalte. Der Landrath durchslog den Inhalt und blieb laut lachend bei dem oben erwähnten Heirathsantrage stehen. „Da habe ich den Magnet gefunden!“ rief er, „eine geeignete Lecture für meinen Harem! hört nur.“ Und nun las er mit pathetischer Stimme und eingeflochtenen ironischen Bemerkungen die bescheidene Personenbeschreibung des Heirathslustigen, seine nicht minder bescheidenen Anforderungen an die sächsischen Jungfrauen und kinderlosen Wittwen, und die Aufforderung, sich am zweiten Messonntag, nicht zu einer Bilderschau, wie sie häufig am Sonntag Vormittag bei den reichen Galeriebesitzern in Leipzig stattfindet, sondern zur Heirathsschau einzufinden.

„Ein verrückter Kerl!“ rief er, das Blatt unwillig hinwerfend. „Die jetzige Welt ist doch mitunter ganz wie toll. Kann denn der faule Patron nicht wie andre heirathslustige Männer auf die Brautschau ausgehen und nach herkömmlicher Weise werben? Solche Neuerungen gehören auch zu den Auswüchsen des neunzehnten Jahrhunderts, deren es leider schon genug hat.“

„Aber lieber Bruder,“ hob die noch rüstige Schwester des Hausherrn lächelnd an, „warum willst Du diese Maßregel so unbedingt verwerfen? Haben wir doch Beispiele genug, daß auf solche Weise geschlossene Ehen sehr glücklich ausgefallen sind.“

„Ich stimme der Tante ganz bei,“ sagte Caroline. „Heirathen ist und bleibt eine riskante Sache für uns arme Frauen; lernen wir doch unsre künftigen Männer nie, selbst bei dem längsten Brautstand nicht, in ihrer wahren Gestalt kennen. Was sie uns zu verbergen für nöthig erachten, bleibt uns fremd, und mehr oder minder sind wir stets der betrogene Theil. Auch ist der gewöhnliche Gang oder Schlendrian bis zur Copulation, die Einleitung, bestehend aus Courmachen, Annäherung, Erklärung, Bewerbung und Brautstand, höchst langweilig, nicht ein Bißchen pikant, während diese ungewöhnliche Verfahrensart höchst originell und kurz ist, und doch möglicherweise zur beiderseitigen Zufriedenheit ausgefallen kann.“

„Dummes Zeug!“ entgegnete der Vater mit

finsterner Stirn, „wie kannst Du, die einzige Tochter eines wohlhabenden Mannes, gefeiert und gesucht von allen heirathsfähigen Männern zehn Meilen in der Runde, nur darauf verfallen, einer so absurden Manier das Wort zu reden. Deine kleine Cousine Bertha, obgleich anderthalb Jahr jünger, ist gewiß verständiger wie Du und lacht über solche Thorheit.“

„Keineswegs, liebster Onkel!“ erwiederte die Kleine schalkhaft, „ich hatte vorher noch nie von dieser naiven Art, sich mit einem Gatten oder einer Gattin zu versehen, gehört, finde sie aber ganz allerliebste, und wenn ich, wie Caroline, so viele Freier hätte, von denen mir keiner sonderlich gefiele, so würde ich es vielleicht auch auf diese Weise versuchen.“

„Seht doch den Geist des Widerspruchs! Alle drei gegen mich verbündet!“ rief der Landrath, halb lachend, halb ärgerlich. „Ich merke wohl, die jetzigen Väter, Oheime und Brüder haben leichtes Spiel, brauchen sich gar nicht darum zu bekümmern, ob und wie ihre Töchter, Nichten und Schwestern versorgt werden. Die Aufklärung macht in allen Zweigen Riesenschritte; von Jahr zu Jahr wird dem Menschen das Wichtigste und Schwerste erleichtert. Vorkahrungen werden nicht mehr getroffen, Rücksichten nicht mehr genommen, Umstände nicht mehr gemacht. Man lebt, als ob man alleiniger Gebieter seines Daseins und seiner Zukunft wäre, und kömmt am Ende noch so weit, das Sterben, wenn auch nicht zu umgehen, doch in gewisse Regeln zu zwingen. Was würden unsre Großeltern sagen, wenn ihnen ein Blick in diese verkehrte Welt gestattet wäre! Meine vortreffliche, aber streng auf Ordnung, Anstand und Sitte haltende Großmutter siele gewiß, trotz ihrer starken Nerven, in Ohnmacht, wenn sie sehen und hören müßte, wie jetzt gedacht, gefühlt, gesprochen und gehandelt wird, vor Allem, wenn sie einen solchen Heirathsantrag läse.“

Um seinen neuerungssüchtigen Damen die Mühe der Vertheidigung jetziger Zustände zu ersparen, verließ der Landrath rasch das Zimmer, nicht ohne Zeichen innerer Verstimmung. Die alberne Annonce hatte ihn in zwiefacher Hinsicht unangenehm berührt. Obgleich in stetem Verkehr mit der Welt lebend, und das viele Gute

anerkennend, was der unerschöpfliche Menschengeist in den letzten dreißig bis vierzig Jahren erfunden und ausgeführt hatte, konnte er sich doch nicht mit der leichtern Denk- und Handlungsweise, mit den selbstgeschaffenen oder aus fremden Reichen willkürlich übertragenen Gesetzen, mit dem Mangel an Form und Rücksichten, mit der Frivolität des neunzehnten Jahrhunderts befreunden. Er war ein Mann von altem Schrot und Korn, der es liebte, zu leben, zu werben und zu heirathen, wie es seine Vorfahren gethan. Indessen würde ihm die so eben vorgelesene Abweichung von der herkömmlichen Form weniger störend aufgefallen sein, wenn sie nicht eine Besorgniß in ihm erregt hätte, die er für sich allein behalten zu müssen glaubte. Ihm lebte nämlich noch ein Bruder, ein lieber, braver, aber höchst sonderbarer Mann, den er in den letzten Jahren ganz aus den Augen verloren hatte, weil derselbe sich in Folge seiner Wunderlichkeit mit ihm und der Schwester veruneinigt hatte. Unverheirathet und ganz allein in der Welt stehend, war das Verlangen des Hagestolzen, ihm die einzige Schwester, eine unabhängige kinderlose Wittwe, die sich nach dem Tode ihres Gatten auf des Landraths Einladung zu ihm begeben, zur Leitung seines kleinen Hausstands zu überlassen, gewiß nicht unbillig gewesen; und obgleich dieselbe dem Landrath damals, als Caroline und deren Cousine noch nicht erwachsen waren, unentbehrlicher dünkte, als es im jetzigen Augenblick der Fall gewesen sein würde, hatte er sich doch sogleich bereit gezeigt, sie ihm abzutreten. Nicht so unbedingt willfährig war dagegen die Erklärung der dabei am Meisten theilhaftigen Person, der Wittwe, Frau von K., ausgefallen. So lieb und theuer ihr der Bruder Willibald auch war, so hatte sie doch bei einem längern Aufenthalt in seinem Hause zu sehr durch seine Wunderlichkeit gelitten, zu viel durch die ihr gemachten Beschränkungen entbehrt, als daß sie sich ohne Weiteres für ewige Zeiten in das Joch hätte fügen mögen. Da sie jedoch, sein reizbares Gefühl zu schonen, nicht gesonnen war, die Punkte genauer zu bestimmen, welche sie geändert wünschte, im Fall sie mit ihm vereint leben sollte, so hatte sie es dem Landrath, durch welchen auch der Vorschlag gemacht worden, über-

lassen, ihm ihre Bedingungen auf die schonendste Art mitzutheilen. Und so sehr sich dieser nun auch bemüht, dies in scherzhafter Weise zu thun, die ernstlich gemeinten Bedingungen der Schwester als Bitten darzustellen, hatten sie doch den durch lange Einsamkeit krittlich gewordenen Willibald tief gekränkt und erzürnt. Allein nicht mit der schuldigen Schwester, sondern mit dem unschuldigen Bruder grollte er, den er als den Urheber ihrer versteckten Weigerung, zu ihm zu ziehen, betrachtete. Ein in den gereiztesten Ausdrücken abgefaßter Brief setzte die Bewohner des Guts in die größte Bestürzung. Der Landrath reiste sogleich selbst nach M., sich mit dem erzürnten Bruder zu verständigen, ihm die Sache von der rechten Seite vorzustellen, fand ihn jedoch so unzugänglich, hartnäckig und abstoßend, daß er unverrichteter Sache zurückkehrte, und nun der Zeit überlassen zu müssen glaubte, was er durch vernünftiges Zureden nicht hatte bewirken können. Innigst betrübt, sich als die Veranlassung des Bruchs zwischen den Brüdern ansehen zu müssen, und fest entschlossen, um jeden Preis eine Versöhnung zu bewirken, schrieb Frau von K. nun selbst an den sich so schwer beleidigt Haltenden, klagte sich als die einzig Schuldige an, bekannte offen, daß sie und weshalb sie Anstand genommen, seinen Wunsch ohne vorher festgestellte Bedingungen zu erfüllen, und erbot sich, sogleich zu kommen und sich möglichst nach ihm und seiner Lebensweise zu richten. Es erfolgte keine Antwort auf diesen Brief, so wie auf mehrere von dem Landrath geschriebene. Jahre vergingen, man hörte nichts wieder von dem Schmollenden, und da alle Hausbewohner wußten, wie schmerzlich der Landrath die Entbehrung der brüderlichen Liebe empfand (weit schmerzlicher, als die ihm stets fremder gewesene Schwester), so wurde der Name Willibald gar nicht mehr genannt, und der Träger desselben wie ein Todter betrauert. Die beiden jungen Mädchen erinnerten sich seiner nur dunkel. Acht Jahre waren seitdem verstrichen, und da sie auch vorher selten auf längere Zeit mit ihm zusammen gewesen waren, so dachten sie natürlich nicht mehr an ihn. Frau von K. schien ihn ebenfalls aus dem Kreis ihrer Gedanken gestrichen zu haben, wenigstens fiel er ihr bei dem vorgelesenen

Heirathsgesuch nicht ein. Der Landrath dagegen glaubte in jedem Wort des seltsamen Antrags seinen Wilibald zu erkennen; von der Beschreibung seiner Person an und der schlaunen Angabe seiner Jahre, über dreißig! (er zählte deren vier und fünfzig,) bis auf den Ort der Bestellung, (er hatte von jeher eine große Liebhaberei für Pfefferkuchen und Pfeffernüsse bezeugt,) und die Nachschrift, da er kein Billet ohne Postscriptum schreiben konnte; und die widersprechendsten Gefühle, die ängstlichsten Besorgnisse erfaßten ihn nach dieser Entdeckung. Er sah ihn im Geist schon in den selbstgelegten Schlingen gefangen, einer Glücksjägerin anheim gefallen, die sein Leben mit allen Leiden einer unglücklichen Ehe bedrohte. Der Entschluß, ihn aus dieser drohenden Gefahr zu erretten und sich wo möglich mit ihm zu versöhnen, war schnell gefaßt. Sechs Wochen lagen noch zwischen dem Tage der Ankündigung und dem bezeichneten zweiten Messsonntage. Er gedachte es so einzurichten, daß seine stets meßlustigen Damen ihn an diesem Tage unbegleitet in die Stadt fahren lassen müßten: denn allein wollte er das Abentheuer bestehen, Tochter, Schwester und Nichte sollten nicht Zeugen der Beschämung des Onkels und Bruders sein, den er nach glücklicher Errettung aus den Händen kühner Fräuleins und Wittwen im Triumph mit sich auf sein Landgut zu führen hoffte.

Kein Wort wurde wieder von dem absonderlichen Heirathsgesuch gesprochen, obgleich im Lauf der folgenden Wochen noch öfter ähnliche, wenn auch minder uneigennützig angelegte Aufforderungen Veranlassung zum Vergleich boten. Der Landrath glaubte die Sache in seiner Familie völlig vergessen und sich allein bei dem zweiten Messsonntag interessirt. In der Regel wurde zur Besorgung der nöthigen Einkäufe zweimal während der Messe in die zwei Meilen entfernte Stadt gefahren, in der Mitte und zum Schluß derselben. Den heiligen Sonntag durch Handel zu entweichen, war im Hause des Landraths nie gestattet, ja dieser störende Gebrauch oft von dem Hausherrn als ein trauriger Mißbrauch beklagt worden. Daher verwunderte er sich einigermaßen, als Frau von K. zwei Tage vor dem bestimmten Termine mit dem Vorschlage hervortrat, die-

ses Mal lieber am zweiten Messsonntag die nöthigsten Einkäufe zu machen, indem sie sowohl wie ihre Nichten durch eine nicht aufzuschiebende große Wäsche im Lauf der nächsten Woche verhindert sein würden, sich einen ganzen Tag von Hause zu entfernen. Sie fügte noch hinzu, daß wenn ihm, wie sie wohl wisse, der Einkauf am Sonntag unangenehm sei, sie sich dem Geschäfte allein unterziehen wolle, um ihn und die Nichten nicht vom Besuch der Kirche abzuhalten. Ziemlich kurz und nicht mit der gewohnten Freundlichkeit erwiderte der Landrath, daß er hierzu seine Zustimmung nicht geben könne, ohne sich auf Gründe einzulassen.

Am Nachmittag desselben Tages war ihm jedoch noch eine größere Ueberraschung aufbewahrt. Caroline suchte ihn nämlich in seinem Zimmer auf (was nur bei wichtigen Veranlassungen zu geschehen pflegte,) um ihn zu bitten, ihr zu erlauben, übermorgen in die Stadt zu fahren, weil eine neue Oper gegeben würde, auf die sie sich schon lange gefreut und deren erste Aufführung gewiß außerordentlich brillant ausfallen würde. Gewohnt, seinem geliebten Töchterchen keinen erlaubten Wunsch abzuschlagen, fiel es dem zärtlichen Papa jetzt wirklich etwas schwer, einen vernünftigen Grund zur Verweigerung dieser Bitte zu finden, und Caroline schied ob dieses außerordentlichen Falles nicht minder verwundert von ihm, als er über ihr Anliegen von ihr. Doch wer beschreibt sein Erstaunen, als auch die Nichte am Sonnabend Morgen, nachdem sie im Tageblatt die Ankunft einer Freundin aus ihrem Geburtsort gelesen, sich dem Onkel mit dem Ersuchen nahte, ihr zu erlauben, morgen in die Stadt zu fahren, weil ihre Freundin nur am Sonntag Zeit habe, sich ihr zu widmen. Natürlich erhielt auch sie eine abschlägige Antwort, und jetzt vernahmen die beiden andern Damen, welche ihre Supplik unter vier Augen eingereicht, erst aus des Hausherrn Erwiderung, daß sie Alle von demselben Wunsch besetzt gewesen.

Immer schwieriger wurde es für den Landrath, seinen Entschluß, unbegleitet nach Leipzig zu fahren, auszuführen. Ihn offen anzukündigen, würde unter vorwaltenden Umständen eine dreifache Bestürmung zum Mitfahren hervorgebracht haben; deshalb schwieg er flüchtig, traf

in der Stille seine kleinen Vorbereitungen, und ertheilte erst am Sonnabend Abend ganz im Geheim dem Kutscher den Befehl, sich morgen früh Punkt acht Uhr mit dem kleinen Wagen zur Abfahrt bereit zu halten, fest überzeugt, daß wenn er beim Frühstück seinen Plan, auf ein Paar Stunden in die Stadt zu fahren, um mit einem Rechtsgelehrten eine nothwendige Besprechung zu halten, ankündigen würde, von allen Seiten wohl Vorwürfe, dies nicht früher gesagt zu haben, aber keine Anerbietungen, ihn zu begleiten, erfolgen würden, weil Niemand die erforderlichen Vorkehrungen zu dieser Fahrt getroffen. Der gute Landrath, der die Sache äußerst fein eingeschäfelt zu haben meinte, sah sich nun doch von der Schlaugigkeit seines weiblichen Kleeblatts überlistet. Keine der drei Damen hatte sich nämlich durch das Nein des sonst nicht sehr gestrengen Gebieters abschrecken lassen, ihren Plan in der Stille zu verfolgen, und da sie zufällig alle drei Kunde davon erhalten, daß der Landrath seinem Actuarius aufgetragen, in seiner Abwesenheit das Schloß nicht zu verlassen, so hielt sich eine Jede, ohne Wissen der beiden Andern, zum Mitfahren bereit. Johann, der Kutscher, welcher von drei verschiedenen Seiten nach der Zeit der Abfahrt gefragt worden war, glaubte, sein Herr habe vergessen, den Befehl wegen des kleinen Wagens in Anordnung des großen umzuändern, und spannte ungefragt den großen vierstzigen Reisewagen an.

Besser und sorgfältiger gekleidet, als es der Besuch der Dorfkirche erforderte, erschienen Tante und Nichten beim Frühstück. Der Landrath stuzte zwar über diese frühen Toiletten, enthielt sich jedoch aller Fragen, und ließ sich die zweite Tasse Kaffee einschenken, ohne ein Wort von Leipzig zu sagen. Jetzt hatte er sie ausgetrunken und warf, indem er aufstand, ganz leicht hin: „Ihr werdet heute ohne mich in die Kirche gehen und auch allein zu Mittag essen müssen; ein eben erhaltener Brief veranlaßt mich, sogleich in die Stadt zum Doctor G. zu fahren, mit dem ich über wichtige Dinge zu sprechen habe. Gegen Abend bin ich wieder hier; laßt Euch die Zeit unterdessen nicht lang werden.“

„Ach, liebster Papa! bester Bruder! guter Onkel! nimm mich mit!“ riefen wie aus einem

Munde die drei Beharrlichen. „Ich bin fertig und will Dich keinen Augenblick aufhalten.“

„Unmöglich!“ entgegnete der Bestürmte, „ich habe dort keine Zeit, mich um Euch zu bekümmern; auch ist der große Wagen nicht angespannt, und ich kann keine Minute länger warten.“

„Der große Wagen hält angespannt vor der Thüre,“ rief die Tante, „so können wir alle Drei mit.“

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Wien im October.

Mit Ungeduld — mit Unwillen kann man sagen — wurde auf unserer Hofburgbühne bereits seit mehreren Monaten eine Neuigkeit erwartet; endlich kam im Laufe des September „Ein Geheimniß“, das jedoch seine überrheinische leichtfertige Moral zu laut werden ließ, als daß es uns für das so lange Harren hätte entschädigen können. — Um so heißhungeriger aber waren Freunde und Feinde, als eine Woche nachher unsers Otto Prechtler „Kronenwächter“ angekündigt wurden; die Ersteren freuten sich, endlich wieder einmal einem deutschen Original-Drama auf ernsterem Gebiete zu begegnen, die Letzteren schmeichelten sich mit der Hoffnung, es sei wieder eines der neuen Stücke, welches ihnen den süßen Scandal des Durchfallens gewähren und — auf gut wienerisch — „einen Tux machen werde“. Diese Herren, deren Zahl bei der sichtlich steigenden Impietät vor allem Höheren in Kunst und Leben hier in Wien von Jahr zu Jahr wächst, irrten sich; denn der Erfolg war ein durchaus ehrenvoller, und das neue romantische Drama des noch jugendlichen Dichters wird trotz der Segner und des gehässigen Tones vieler hiesigen und ungarischen Blätter auf dem Repertoire bleiben, wie es denn auch in der kurzen Zeit von zehn Tagen bereits viermal bei gedrängt vollem Hause gegeben wurde. — Es ist die Pflicht eines wahrheitsliebenden Freundes der Kunst, sein Urtheil offen und kräftig auszusprechen, für das wahre Talent die Stimme des Tadel's, jedoch eines begründeten und wohlwollenden, zu erheben und für anerkannte Vorzüge freudigen Beifall zu spenden, nicht

aber müßig zuzusehen, wie die Stimmführer der Kritik das Banner des Unverständes und der Persidie gerade in unseren obskuren Blättern immer fecker aufpflanzen. Bei Besprechung der „Kronenwächter“ sind mehrere ekelhafte Blößen unsers, mehr und mehr in Verberuf kommenden, Journalismus sichtbar geworden, von denen man sich mit Entrüstung abwenden, oder auf die man schnell ein tüchtiges Brandmal drücken muß. Einer dieser Wichte hatte sogar die Unverschämtheit, in seinem Referate ganze Scenen und Stellen zu citiren und zu schmähen, die in dem aufgeführten Stücke (nach einem neueren, fast ganz umgearbeiteten Manuscripte) gar nicht vorkommen. — Er hat also die wirkliche Darstellung gar nicht gesehen, sondern recensirte und schimpfte nach dem Manuscripte, das unglückseligerweise ein altes, vom Verfasser selbst zur Seite gelegtes, himmelweit verschiedenes war. Der Leser entscheide selbst über dies niedrige, gewissenlose Treiben. Und mit welchem Lobgesalbader würden eben dieselben das neue Drama überschüttet — welche Schönheiten würden sie darin entdeckt haben, wenn es aus der Feder des Herrn Regierungsrathes Freiherrn von Münch-Bellinghausen (Halm) oder des Herrn Regierungsrathes und k. k. Censors Deinhardstein — denen von ihrem Dichterwerthe darum nichts benommen werden soll — gekommen wäre! Wohin soll es führen, wenn diesem Geschlechter nicht von Zeit zu Zeit in einem gewichtigen Journale des Auslandes die Köpfe gerüttelt und seine schmutzigen Triebfedern enthüllt werden? Die vorzüglicheren Blätter unserer Stadt haben zwar Prechtler's Drama mit Achtung besprochen, keines aber hat der Gesinnung, die der Dichter in seinem Werke ausspricht, Gerechtigkeit gezollt, keines von allen hat die Idee des Stückes erkannt und den Lesern gesagt, was der strebende Dichter wollte.

Ich muß — um meinen Bericht nicht ungebührlich zu verlängern — voraussetzen, daß die Handlung des Stückes durch die ausführlichen Mittheilungen der Wie-

ner Journale größtentheils bekannt ist, daher ich mich darauf beschränke, den Inhalt so kurz als möglich in die nachstehenden Worte zusammenzudrängen. — Der geheime Bund der „Kronenwächter“ bewahrt seit Konradin's Tode in den Bergen von Schwaben die alte Krone der Hohenstaufen, um sie einst einem würdigen Abkömmling des edlen Kaisergeschlechts auf das Haupt zu setzen. Zur Zeit Kaiser Max I. sendet der Bund den von ihm still aufgezogenen Lothar, den letzten Sprossen der Hohenstaufen, hinaus, um das zu vollenden, was jene Männer längst schon vorbereitet haben. Herzog Konrad, das Haupt des Bundes und sein strengster Wächter, begleitet ihn. Der Jüngling Lothar ist erfüllt von der Größe seines Hauses und seiner Bestimmung, welche er zu Anfang seines freien Wirkens in der That erfüllen will und durch geheime Schritte im Einverständnisse mit den Bundesgliedern anstrebt; doch in der Berührung mit der Welt lernt er das Bestehende kennen, er sieht sich von Konrad und der mitverschwornen Prinzessin Susanne nur als Werkzeug für ihre blutigen Pläne behandelt, sein Herz dem herrschsüchtigen Weibe verkauft, und sein durch frühere Umgebung zwar irreführtes, nun aber zur Erkenntniß kommendes, reines Gemüth fühlt sich von der edlen Persönlichkeit des Kaisers, dem er, ohne ihn zu kennen, einst das Leben gerettet, so überwältigt, daß er, nach heftigem Kampfe mit sich selbst, seiner furchtbaren Sendung abschwört und sich den von Dank und Liebe geöffneten Armen des Kaisers, den er unmöglich verrathen kann, in tiefer Erschütterung seines innersten Seins und Denkens hingiebt. Konrad warnt, droht und bittet, er möge ablassen von der Partei des Kaisers, ihres Feindes, — vergebens, — Lothar geht mit Entschiedenheit seinen Weg, und im entscheidenden Augenblicke, wo er sich, den Bund der „Kronenwächter“ auflösend, jedoch nicht verrathend, vor dem väterlich gesinnten Max mit seinem wahren Namen nennen will, trifft ihn von der unsichtbaren Hand Konrad's der Todespfeil.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Länderkunde in Frankreich. In der so eben erschienenen Biographie des Freiherrn von Lupin lesen wir: Wie die Römer, was nicht Römer waren, Barbaren nannten, so halten es nicht selten die Franzosen mit ihrem Nord, d. h. einer Strecke Landes vom Rhein bis zum Eismeere; da kann man es denn freilich so genau nicht nehmen. China ist eine Provinz dieses Landes — dabei bleiben sie. Im Saale Mon-

tesquieu zu Paris spielen bekanntlich zwei Orchester, unter dem Namen: les Russes et les Français. Bei dem ersten Orchester tragen die, welche deutsche Tonstücke ausführen, Kosakenuniformen und Pudelmützen und auf dem Zettel wird ganz naïv annoncirt: Pièces russes: Ouverture de Don Juan par Mozart, Marche des Bohémiens de Préciosa par Weber u. s. w. Beethoven, Gluck, Haydn, Spohr, alle deutschen Ta-

lente sind Russen. Daß die Orchester in Paris so wenig Geographie inne haben, ließe sich noch entschuldigen, da es die Virtuosen in der ganzen Welt mit der Geographie so genau nicht nehmen; in einem Lande aber, das eine eigne Société d'Inscription besitzt, wird es doch wenigstens im Lapidarstil besser lauten. Keineswegs! Im Jahre 1836 ward der Triumphbogen an der Sternbarrière zu Paris fertig, an dessen vier Seiten 96 Schlachtenamen eingegraben sind; die vier Rubriken im Großen heißen: Niederlande, Deutschland, Italien und Aegypten, Spanien und Portugal. Unter den Schlachten in den Niederlanden finden sich auch die bei Höchstädt, Biberach, Amberg; unter denen in Deutschland liefert man die bei Smolensk, Krosnoe, Gylau, Pultusk und Ostrolenka. Gewiß nicht übel!

Censur. Die Aufführung von Schiller's Don Carlos fand in einer großen Stadt Seitens der Censur Bedenklichkeiten; doch der Gouverneur, angeblich ein großer Verehrer des Dichters, erlaubte dieselbe auf seine Verantwortung hin, doch nur unter Bedingung einer Abänderung, über welche es in dem Gouvernementsrescripte hieß: „Die Aufführung des Stückes unterliegt keinem Bedenken. Nur hat die anstößige Liebe des Stiefsohnes zu seiner Stiefmutter wegzubleiben.“ Die „Nürnberger Blätter“, welche diesen Vorfall als einen factischen dem Anscheine nach mittheilen, haben nicht hinzuzufügen nöthig erachtet, ob die Aufführung stattgefunden. Aehnlich, wenn auch nicht gerade in so graffer Weise, verfährt man nicht selten mit dramatischen Werken. 36.

Tantièmes. Französische Journale berichten, der fruchtbare, unentbehrliche Scribe habe sich veranlaßt gefunden, einen Abschluß der von ihm als Bühnenschriftsteller bisher von den Theatern bezogenen Tantièmes zu machen, und da habe es sich herausgestellt, daß er seit seinem ersten Auftreten vor 36 Jahren mit dem Lustspiele *Le dervis*, bis zu Ende des Jahres 1843 die Summe von 2,112,000 Frs. als Honorar bezogen habe. Wir wollen nicht hoffen, daß einer unserer deutschen Dramatiker es je so weit bringen werde, denn dazu ist eine Flüchtigkeit der Arbeit erforderlich, die wir durchaus perhorresciren müssen. Ueberhaupt erscheint bis jetzt der Nutzen der Tantième für die Schriftsteller in Deutschland fast ganz illusorisch — hoffen wir, (die Hoffnung ist ja eine echte deutsche Tugend, sofern sie mit der Geduld zusammen trifft!) daß die Zukunft Rosen bringe.

Goethe über persönliche Angriffe. Als eines Tages Jean Paul einen Besuch bei Goethe machte und bei dieser Gelegenheit viel über die ungerichten und sinnlosen Angriffe auf seine Person, welche er zu dulden gehabt, klagte und jammerte, schloß er mit der Erklärung: er habe zwar anfänglich darauf geantwortet, (große Geister haben auch ihre schwachen Stunden!) da er indeß die Fruchtlosigkeit solcher Antworten endlich erkannt, habe er sich vorgesezt, nicht eher wieder auf persönliche Angriffe etwas zu entgegenen, als bis man ihn etwa beschuldige, silberne Löffel gestohlen zu haben. Und Goethe replizierte: „Nein, nein, lieber Freund! Auch dann würde ich nicht antworten — höchstens lächeln. Beruhigen Sie Sich ganz über dergleichen. Wer rasch durch ein Dorf reitet, den bellen die Hunde an; warum? Weil er hoch sitzt und schneller vorwärts kommt. Das Hochsitzigen und das Vorwärtskommen können Hunde und Menschen oft nicht vertragen.“ 18.

Die Sprache der Thiere. Ueber diesen Gegenstand hat unlängst ein französischer Gelehrter geschrieben, und als Resultate seiner Forschungen hat er herausgebracht: 11 Wörter aus der Sprache der Tauben, 11 aus der der Hühner, 33 Wörter der Hunde, 14 der Katzen, 100 der Raben, 22 der Dachsen. „Seit ich das Buch dieses Franzosen gelesen“, bemerkt E. Frey hierzu, „verstehe ich auch etwas von der Dachsensprache, überhaupt von der Viehsprache. Warum hat nur der Franzmann nicht auch die Eselsprache erwähnt? Ah, er dachte vielleicht, diese Sprache wird so allgemein gesprochen, daß sie Jeder versteht, und Mancher so gut, wie seine Muttersprache. Gottlob, jetzt haben wir außer der Menschen-Philologie auch eine Vieh-Philologie, oder als Substantivum contractum: Viehologie!“ Was fehlt nun noch?

Donizetti. Der Kapellmeister Nicolai in Wien hatte in die Partitur der Oper „Don Pasquale“ etwas hineincorrigirt (könnte freilich nicht schaden, hilft aber auch nichts — das Werk ist unverbesserlich!) und es fand deshalb ein heftiger Wortwechsel zwischen dem Componisten und dem Corrector statt. Bei dieser Gelegenheit zupfte Donizetti den kleinen Nicolai an seinem noch kleineren Schnurrbärtchen, und rief aus: „Wie, Sie wollen mich corrigiren? Mich, der ich mehr Opern, als Sie Noten, geschrieben?“ — Die Menge muß es bringen! 27.

J. S.

Druck von Carl Rammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.